

Veranstaltung zum 85. Geburtstag von BK a.D. Dr Franz Vranitzky  
Bruno Kreisky Forum, 4. Oktober 2022

**Rede von Dr. Franz Vranitzky**  
(Transkript)

Liebe Freunde, die ihr heute hergekommen seid und mir wirklich die große Freude macht, hier zu sein,  
lieber Herr Professor, Herr Philosoph,  
lieber Rudolf,  
alle miteinander,  
ich bedanke mich bei euch.

Denn was immer gesagt wird über Erfolge oder Einsatzbereitschaft oder über die Absicherung der politischen Vorrangstellung der Sozialdemokratie in Österreich, das kann jemand alleine nicht machen. Dazu braucht er viele, viele Köpfe, Hände, Füße, Menschen. Die seid ihr.  
Das sind meine Kollegen, die früher die österreichische Bundesregierung mit mir gebildet haben.  
Das sind die Frauen und Männer, die in der sozialdemokratischen Partei mit mir gearbeitet haben, mich unterstützt haben.

Das ist die Jugend, die in ihrer ganzen Bereitschaft, sich auseinanderzusetzen, zu streiten, zu kämpfen immer für die Sozialdemokratie in Österreich da war.

Das sind die Helfer von außen, die Ratgeber, die PR-Berater, die Werbe-Leute.

Und das sind aber wirklich last but not least meine Frau und meine Kinder. Die Enkelkinder vergess' ich nicht, die haben natürlich auch mitgeholfen, ohne dass sie es schon gewusst haben.

Lasst mich einen kurzen Rückblick mit euch machen, eine kurze Reise, eine kurze Rundfahrt in unsere seinerzeitige Arbeit und in ein paar Ausreißer, die man nicht vergisst.

Da ist einmal, sicherlich in aller erster Linie, oder wenn nicht in erster, dann in zweiter Linie, die Entscheidung und der Entschluss, eine gemeinsame Bundesregierung mit der Haider-FPÖ nicht mehr fortzusetzen. Ein Markstein, glaube ich, in der Entwicklung der Republik Österreich, in der Entwicklung der SPÖ und in der Entwicklung eines kleinen Staates in Europa, der sich von heute auf morgen nicht mehr zu genieren brauchte. Ich entsinne mich, dass zum Beispiel der Genosse Leopold Wagner, damals Landeshauptmann und Parteivorsitzender in Kärnten, mir zugerufen hat: „Ich bin schon mit dir, wenn du den Haider ablehnst, aber weißt du, wir haben ihn sehr gut brauchen können als eine Waffe gegen die ÖVP.“ Ich habe ihm gesagt: „Eine Waffe gegen die ÖVP müssen wir selber sein. Dazu dürfen wir nicht den Haider brauchen.“ Und das ist ganz wichtig anzumerken, dazu dürfen niemals – und damit bin ich schon im Heute – sozialdemokratisch inspirierte Politiker, Menschen – ältere, jüngere, mittlere – überhaupt nie auf diese rechte Seite hinüberblicken und schon gar nicht sich ihr anschließen, um gegen den Revisionismus, den Kapitalismus, gegen das Herrschen der Milliardäre, der Oligarchen und so weiter, ein Gegengewicht aufzubauen. Wenn wir das tun, dann wird das erstens nicht funktionieren und zweitens ist es der erste Schritt in den Untergang, wenn wir das jemals tun sollten.

Ich entsinne mich aber auch noch anderer, wirklich komplizierter Hürden, die wir zu überwinden hatten. Unmittelbar nach dem Neustart und nach der dann gut geschlagenen Wahl im November 1986 sind wir konfrontiert worden mit den Unappetitlichkeiten, dass sich eine Mannschaft innerhalb

der Justiz, aber auch außerhalb –vor allem außerhalb – und vor allem im politischen Spektrum aufgemacht hat, um gegen Fred Sinowatz in unappetitlicher Art und Weise vorzugehen und einige anderer unserer Freunde mitgerissen hat. Wir haben damals schwierige Zeiten miterleben müssen. Ich erinnere mich, dass ich in der einen oder anderen Fernsehdiskussion damit konfrontiert wurde, dass die Sozialdemokratische Partei Österreich - Sozialistische hieß sie damals noch - nicht sauber sei und dass die Spitzenrepräsentanten dieser Partei – wienerisch gesagt – Dreck am Stecken haben. Ich entsinne mich auch der großen menschlichen Kapazität und Kompetenz des Fred Sinowatz, dass er mit dieser ihn und seine Frau und seine Familie außerordentlich bedrückenden Situation in einer Art und Weise umgegangen ist, die gezeigt hat, was ihm eines immer wichtig war: Nicht nur für sich selber sauber dazustehen, sondern jede Art von Schaden von der Partei abzuwenden. Und wenn er dann irgendwann einmal gesagt hat, ohne Partei sind wir nichts, dann ist meine Interpretation - und meine Interpretation mit Respekt vor Fred Sinowatz -, dass er das so gemeint hat, was immer mit ihm vor sich geht, seine Partei ist ihm das Wichtigste. Daher denke ich, wenn ich an unsere Zeit zurückdenke, liebe Freunde, wirklich mit Respekt und mit großem Dank an Fred Sinowatz, weil man wirklich sehr viel Kluges, Politisches, Menschliches von ihm mitnehmen konnte ins eigene Leben, in die eigene Zukunft.

Neben der sogenannten normalen Regierungsarbeit gab es natürlich zahlreiche, sozusagen aus der Normalität herausragende Arbeiten zu erledigen, und das waren echte Herausforderungen.

Denken wir nur kurz zurück an die Krise der Metallindustrie, der verstaatlichten Industrie. Die Bilanzzahlen will und muss und brauch ich hier nicht wiederholen. Aber die politischen Rückwirkungen, die waren ja doch: „Also schaut euch an, wie weit ihr mit dem Spielzeug des Bruno Kreisky gekommen seid.“ Oder: „Schaut euch an, die Idee der verstaatlichten Industrie ist natürlich die falsche Idee. Schaut euch nur an, wie ihr jetzt verantwortlich seid für so und so viele tausende Arbeitsplätze und so und so viele Tausende industrielle Substanz. Schaut euch nur an, ihr Roten könnt eben nicht wirtschaften.“ Mit diesen Roten in den Vorständen und Aufsichtsräten sind aber die ÖVPLer genauso drinnen gesessen. Und es ist ihnen immer wieder gelungen aus dieser Verantwortung zu entweichen. Immer wieder in der Öffentlichkeit darstellen zu lassen, das ist eben ein rotes Versagen, das ist ein Versagen einer Idee, das ist ein Versagen der handelnden Personen. Das ist die Schilderung eines damaligen Zustands.

Wie wir daraus herausgekommen sind, das war wirklich die nächste Herausforderung. Nämlich, über unseren eigenen Schatten zu springen – über den eigenen Schatten, der da war der Eindruck der Erschütterung der Republik Österreich. Man muss sich vorstellen, wie das damals eigentlich war, dass große Unternehmen wie voest alpine und AMAG und wie sie alle hießen, die ja die Säulen der österreichischen Industrie und der österreichischen Exportwirtschaft waren, auf einmal zu wackeln und zu rumpeln begannen. Das hat sich auf die Republik, in ihren Ausfächerungen, natürlich ausgewirkt.

Zweitens, die Erschütterung in der eigenen Partei. Erinnern wir uns, wie viele Abende, wie viele Tage, wie viele Wochen und Monate wir investieren mussten, unsere eigene Kraft, unsere eigene Persönlichkeit, um mit all den Zweifeln, mit den ungläubigen Reaktionen in unserer eigenen Partei fertigzuwerden. Ich entsinne mich einer Episode, die ich kurz erwähnen möchte. Ich musste in der Chemie Linz wieder einmal Stellung nehmen zu den Vorgängen und zu den Änderungswünschen, die wir hatten und die wir durchsetzen mussten. Im großen Speisesaal der Chemie Linz, alle anwesend, meldet sich ein Kollege zu Wort und sagt, er war Kriegsteilnehmer und er war starker, ausgeprägter Anti-Nationalsozialist. Und er hat nie etwas gesagt, damit er nicht umgebracht wird, aber in sich selbst hat er einen Gedanken und einen Wunsch getragen, nämlich den, „sollte ich diesen Krieg überleben und sollte die Republik Österreich jemals wiedererstehen, dann werde ich meine

Arbeitskraft dieser Republik zur Verfügung stellen“. Das hat er getan, als Arbeiter in der Chemie Linz. Das waren seine Möglichkeiten, die er hatte. Und dann sagt er zu mir: „Und jetzt kommst du daher und möchtest uns sagen, das ist alles falsch gewesen.“ Ich musste dann sagen: „Ich sage nicht, dass alles falsch war. Ich sage nur, dass wir so nicht weiter machen können. Dass wir einen anderen Weg, einen neuen Weg gehen müssen, einen Weg in die Zukunft. Einen Weg, den letztlich auch das Gros der österreichischen Arbeitnehmer, die nicht in der verstaatlichten Industrie beschäftigt sind, mittragen kann und mittragen wird.“

Die dritte Herausforderung war natürlich der Koalitionspartner. Der Koalitionspartner hat alles schlecht gemacht. Der Koalitionspartner hat aber gleichzeitig gesagt - wenn ich sage der Koalitionspartner, meine ich Alois Mock, der gesagt hat: „Kein Groschen mehr in diese kaputten Unternehmungen.“ Erhard Busek hat vorgeschlagen, aus der Obersteiermark ein Industriemuseum zu machen. Jörg Haider hat vorgeschlagen, alles zuzusperren. Ich wusste natürlich – also von der halblustigen Idee des Museums abgesehen – wir können diese Betriebe ja nicht im Stich lassen. Hätten wir uns nicht bewegt, hätten wir sie im Stich gelassen. Daher musste ich wochenlang, gemeinsam mit Ferdinand Lacina und Rudolf Streicher, mit dem Mock herumstreiten: Wir müssen öffentliches Geld noch einmal einsetzen, um diese Unternehmungen börsenfähig zu machen und ihnen damit eine Zukunft zu eröffnen. Es hat drei oder vier Wochen gedauert, es musste zum Beispiel der Josef Taus ausrücken, um den Mock zu überzeugen, dass das der richtige Weg war. Der Mock hat zum Josef Taus gesagt: „Du bist selber ein Konjunkturritter mit KTM, du hast mir nichts zu sagen.“ Und so, oder so ähnlich, war das.

Wir brauchen heute nicht mehr lang darüber reden, diese Unternehmungen sind längst börsennotiert, sind längst auf den internationalen Märkten etabliert und haben Änderungen in eine gute Zukunft gemacht. Beispiel Voest: kein Stahlkocher mehr, sondern Technologieunternehmen.

Die nächste große, gelungene Herausforderung war die Steuerreform des Ferdinand Lacina. Das war eine wirklich große Steuerreform. In der Geschichte der Republik – wer sich die Mühe macht, sich mit solchen profanen Dingen zu beschäftigen – gibt es überhaupt nur zwei Steuerreformen, die diesen Namen verdienen: Die eine war 1972, Finanzminister war Androsch, und die zweite war Ende der Achtziger, federführend war Finanzminister Ferdinand Lacina und mit ihm sein Staatssekretär Ditz. Wenn ich später hörte und las, auch in der neuesten Zeit, diese Regierung – die jetzige – hätte die größte Steuerreform aller Zeiten zuwege gebracht - und damit steht sie in Konkurrenz zu ihrer Vorgängerregierung, die das auch schon behauptet hat - dachte ich mir: Also gegenüber unseren Steuerreformen ist das, was die vorgeschlagen haben oder auch durchführen, in Wirklichkeit eine finanzpolitische Lachnummer. Das einzig Ernstzunehmende ist die Abschaffung der kalten Progression, und ich möchte nicht wissen, wie sie darüber noch weinen werden. Die Spenderhose ist offen jetzt, die Milliarden fliegen durch die Luft. Das Budgetdefizit der Republik nimmt zu, nimmt zu, nimmt zu. Von den Maastricht-Kriterien ist gar keine Rede mehr – so und so viele Prozent vom Bruttoinlandsprodukt – und die Hoffnung besteht darin, dass sich die Konjunktur so erholen wird, dass man das in einer Zeit von vier bis fünf Jahren wieder zurückholt und zum Ziel des Nulldefizits zurückkehrt. Ich schätze ein Finanzminister, der so etwas behauptet, kann nur davon ausgehen, dass er dann nicht mehr im Amt ist.

Die nächste Hürde, die zu nehmen war, war tatsächlich das Aufräumen mit der Opferthese. Es ist heute schon erwähnt worden, ich bedanke mich dafür. Es war eine notwendige Maßnahme. Und das hat zweierlei - nachhaltiges - bewirkt: Erstens, die Normalisierung unseres Verhältnisses zum Staat Israel – niemand sage, das sei unwichtig. Und zweitens, der Startschuss für Restitution, für die Gründung des Nationalfonds, wo Heinz Fischer ja maßgeblich federführend war.

Die nächste Hürde war der EU-Beitritt, ich muss jetzt nicht viel erzählen, wie es damals lief. Höchstens so viel, dass die Dynamik in der Wahlbewegung für die Volksabstimmung 1994 in aller erster Linie von der SPÖ ausging. Erinnert euch, wir haben nicht nur bei einem Punkt Null begonnen, sondern wir sind sogar mit einem Minus davor, mit einem negativen Vorzeichen, in der Zustimmung unserer Partei für dieses Vorhaben, gestartet. Als dann der Juni 1994 (*Volksabstimmung über den EU-Beitritt*) kam, haben wir dann allerdings maßgeblich zu diesen 66% beigetragen.

Wenn heute, zu Recht, über eine gewisse Schande dieses Budapester Gipfels der letzten Tage (Anm.: Nehammer und Vucic bei Orban) berichtet wird, dann muss ich sagen, es genügt nicht, darüber den Stab zu brechen, ein negatives Urteil abzugeben, zu kritisieren, zu bedauern, zu befürchten, dass das weitere Wellen schlagen könnte. Wir wissen noch nicht, wohin die Frau Meloni hingeht und wir wissen noch nicht, wie etwa in Slowenien die Kugeln fallen werden. Was ich aber bedaure ist, liebe Freunde, dass es zu dieser Gruppierung Orban - Vucic – Nehammer, oder wenn man so will Ungarn-Serbien, bedauerlicherweise Österreich - dass es zu dieser Bewegung keine Bewegung Benelux; Spanien – Portugal; Frankreich - Deutschland gibt, die dazu geeignet wäre, dass Europa aufwacht und zu dem Urteil kommen muss: „Hallo, diese Europäische Union haben wir uns nicht vorgestellt. Dieser Europäischen Union haben wir nicht zugestimmt. Für diese Europäische Union haben wir uns nicht erhofft, dass sie dazu beiträgt, dass Europa seine ökonomischen, seine politischen, seine kulturellen Kräfte bündelt, um wirklich eine Größenordnung zu sein, vor der die Großen dieser Welt in Asien und in Nordamerika wirklich so aufstehen, dass sie sie ernst nehmen, dass sie nicht fragen: „Was ist eure Telefonnummer?“ Dass sie sich nicht darüber den Kopf zerbrechen, „wie führen wir eigentlich über den Kopf dieser uneinigen Europäer unsere Grabenkämpfe zwischen dem Weißen Haus und dem Kreml“. Das ist ja in Wirklichkeit die Situation, in der Europa steckt und das ist keine angenehme. Keine Situation, auf der wir uns ausruhen können und sollen. Sondern uns mobilisieren sollen, damit wir nämlich und, zurückkehrend in unser eigenes Land, den Österreichern sagen können: „Wir sind beigetreten, wir haben damals eine große Zustimmung erreicht, und wir treten nach wie vor dafür ein, dabei zu sein. Aber wir wollen euch gute Argumente liefern, warum eigentlich. Was ist eigentlich der Vorteil, den du liebe Staatsbürgerin, lieber Staatsbürger, für dich selber mitnimmst und nicht nur deiner Regierung oder deiner SPÖ glaubst, dass das schon was Gutes, was Gescheites ist. Du sollst selber wissen und erkennen, dass es so ist.“ Ich hoffe, dass dieser europäische Geist auch in diese Richtung gehen kann und nicht nur in die Richtung der illiberalen Demokratie, wie wir sie aus Budapest vorgehüpft bekommen.

Offene Gesellschaft, offene Kultur, offene Kunst:

Ich erzähle euch auch wieder ein kleines Beispiel. Wahlveranstaltung in Oberösterreich:

Ein Teilnehmer kommt auf mich zu und sagt: „Du, du musst dringend den Scholten aus der Regierung entlassen.“

Sag ich: „Warum?“

Sagt er: „Weil der ist für den Peymann“

Sag ich: „Ich bin auch für den Peymann.“

Er darauf: „Um Gottes Willen, sag das hier nicht!“

Es waren irritierende Nominierungen, aber irritierende mit Erfolg: Peymann (*Burgtheater*) oder Holender (*Staatsoper*) oder andere. Und dafür stehen auch Namen.

Die Hilde Hawlicek ist erfreulicherweise da, der Rudolf Scholten, auch die Christa Krammer. Alle haben in der einen oder anderen Form an dieser Offenheit, an der Zugänglichkeit, an der sozialen Stellung, dem sozialen Stellenwert der Kultur mitgewirkt. Das hat auch unsere Zeit geprägt. Gott sei Dank, und wenn das auch nicht so ein Renner in der Öffentlichkeit ist, es hat einfach den Charme, dass es wahr ist.

Ich hätte das am Anfang schon sagen sollen, aber: Unsere Zeit war auch geprägt davon, dass die Exponenten im Sozialministerium – drei Freunde, die leider nicht mehr unter uns sind: der Fredl Dallinger, der Jolly Hesoun und der Franzi Hums – in ihrer kompetenten und überzeugenden Weise dafür gesorgt haben, dass das unbedingt notwendige Salz in der Gesellschaft, nämlich der soziale Ausgleich, die Balance zwischen Oben und Unten, zwischen Arm und Reich, dass diese Balance hergestellt und gewahrt bleibt. Ich bin diesen drei Kollegen nicht nur sehr dankbar, sondern ich freue mich, darüber hier berichten zu können. Berichten ist falsch, denn ihr wisst es ohnehin, aber es wäre falsch, hätte ich es nicht betont.

Was haben wir noch gehabt? Eine Partei auf der einen und einen Gewerkschaftsbund auf der anderen Seite. Und das ist zuweilen, lieber Michael Ludwig, so etwas Ähnliches wie erster und zweiter Stock Löwelstraße. Ich bin mit dem Toni Benya beim Kaffee um sieben Uhr früh in der Hohenstaufengasse übereingekommen: „Du gibst keine Stallorder für mich und ich keine für dich.“ Das war zwischen uns beiden selbstverständlich. Aber vielleicht wäre es im ersten Stock in der Löwelstraße, nicht bei den Vorsitzenden, aber bei den Mitarbeitern, nicht selbstverständlich gewesen. Also auf diese Art und Weise haben wir sowohl mit dem Toni Benya wie mit dem Fritz Verzetnitsch – ich bedanke mich sehr, lieber Fritz – eine Art und Weise der fortschrittlichen Koexistenz auf die Strecke gebracht und auf diese Art und Weise aber wiederum eine Klarstellung der SPÖ und der Bundesregierung auf der anderen Seite zur Sozialpartnerschaft dokumentiert. Das war sehr wichtig. Wenn man heute herumschaut, wie das ist und wie das funktioniert – oder nicht funktioniert – , dann weiß man, dass das ein Asset unserer Zeit war. Auch dafür bedanke ich mich bei euch.

Noch etwas: Das Verhältnis der Partei, aber vor allem des Bundeskanzlers, zum Parlament. Natürlich habe ich das Parlament geschätzt, logischerweise, respektiert. Obwohl es mir gelegentlich in der Ausübung der Ausschüsse und der Plenarvorkommnisse unendlich auf die Nerven gegangen ist. Damit ist auch ein Verhältnis zweiter und erster Stock Löwelstraße vielleicht wiederum ins Leben gerufen. Die Abgeordnete der Grünen Fraktion Petrovic hat einmal eine Rede gehalten im Zuge einer dringlichen Anfrage. Damals gab es noch keine Redezeitbeschränkungen und sie hat die ganze Nacht geredet. Ich war der Adressat ihrer Anfrage, sie hat mich aber gar nichts gefragt. Sie hat irgendetwas über Tropenholz fabuliert. Jedenfalls, um halb sieben in der Früh war es dann endlich aus. Die Abgeordneten sind – sagen wir – unrasiert nachhause gegangen. Ich habe zum Herrn Klubvorsitzenden oder Nationalratspräsidenten – ich weiß es nicht mehr die Einordnung, Heinz, entschuldige – also ich habe zum Heinz Fischer gesagt: „Also das war eine Nacht, wo zwei Meter fünfzig vom Parlamentsgebäude das keinen Hund interessiert.“ Er hat mich daraufhin gefragt, ob ich ein falsches Verhältnis zum Parlamentarismus habe. Zum Parlamentarismus natürlich nicht, aber zu dieser Nacht vielleicht.

Liebe Freunde, das alles aber haben wir nicht alleine gemacht. Wir hatten ja den Koalitionspartner da, und es ist ein feiner Unterschied ob so einer da ist oder nicht. Es musste ja jeder Schritt, der auch nur irgendwie vom Koalitionsabkommen abwich, erkämpft werden. Auch wenn er noch so notwendig war aus dem Drang der Zeit heraus oder aus der Notwendigkeit der Aktualität, hat es oft geheißt: „Na, das wollen wir nicht, das können wir nicht, das brauchen wir nicht, das steht nicht im Koalitionsabkommen.“ Nur ist es halt blöd, weil das Koalitionsabkommen hat ja nicht den Muren-Abgang in Kärnten voraussehen können und daher auch nicht die notwendigen Maßnahmen. Also, so war es eben. Aber wir haben das geschafft. Und wir haben das eigentlich so geschafft, dass damals – und ich erinnere mich sehr gut – die allgemeine Reaktion des Publikums nicht war, „die streiten nur“. Zwar hat man schon gesagt, „die streiten, aber nicht nur“. Man hat nicht gesagt, „die streiten ausschließlich“. Trotzdem haben wir uns in den wesentlichen Punkten so durchgesetzt, dass unsere

Linie zur Politik wurde, zur Politik heranreife. Helmut Schmidt hat einmal gesagt, oder geschrieben „Demokratie, die nicht streitet, ist keine.“ Diesen Satz habe ich damals wahrscheinlich noch gar nicht so richtig gekannt. Aber im Nachhinein habe ich mir gedacht, wir haben recht gehabt, wir haben uns so verhalten.

Die Zeit, die vor uns liegt, schickt sich an, eine gute für die Sozialdemokratie in Österreich zu sein. Natürlich gibt es Zweifel, die gibt es immer. Ich lese in den internationalen Blättern, dass man der Sozialdemokratie, namentlich der europäischen, vorwirft, sie ist verstummt. Sie schläft. Sie sagt nichts zu den Migrationsthemen. Sie sagt nichts zu den immer stärker werdenden Diskrepanzen im sozialen Ausgleich in den Gesellschaften. Es ist ja so, dass die Konservativen – wir erleben das auch – da eine Steuersenkung machen, dort eine Tarifierpassung – da ein bisschen, dort ein bisschen. Das soll schon so sein. Nur, der Unterschied zwischen den Kleinen und den ganz Großen, der wird nicht kleiner sondern eher größer. Und das ist auf der ganzen Welt so, in den Industriestaaten jedenfalls. Das ist gleichzeitig etwas, was natürlich Nahrung ist für die Populisten im Allgemeinen, für die Rechtspopulisten im Besonderen. Sie dort lautstark bemerkbar zu machen, wo sie gerade in gewisse Lücken dieses sozialen Ausgleichs eine Möglichkeit finden, einzudringen. Da bin ich bei unserem geschätzten Vorredner: Es ist nicht zu überbrücken mit Worten – es geht nur mit Taten. Wenn nämlich der Rechtspopulismus den Rechtsstaat in Frage stellt und der Rechtsstaat dazu führt, wenn er in Frage gestellt wird, dass die Demokratie in Frage gestellt wird, dann, liebe Freunde, dann haben wir als Sozialdemokraten ja unsere Möglichkeiten verloren, mit denen, die dort hinüber gewechselt sind, argumentativ in die Gänge zu kommen.

Die Sozialdemokratie ist nicht verstummt, sie darf nicht verstummen. Ich erinnere euch an meinen jahrelangen Kampf mit der These Ralf Dahrendorfs: „Das sozialdemokratische Jahrhundert ist zu Ende. Ihr habt alles erreicht, jetzt gibt es nichts mehr, was ihr erreichen könnt.“ Ich habe persönlich mit ihm gestritten, vor Publikum, und immer wieder seine Thesen angegriffen und versucht zu widerlegen, ich glaube auch, widerlegen haben können, aber das muss uns in Wirklichkeit im Sinn sein. Ich gehe davon aus, in Österreich schläft die Sozialdemokratie nicht, sondern sie ist da. Sie ist da wie schon lange nicht und vorhanden. Dass sich das fortsetzt, das wünsche ich der geschätzten Vorsitzenden und bedanke mich dafür, dass sie gekommen ist, dass sie mich ausgezeichnet hat mit dem Abzeichen „Sechzig Jahre SPÖ“. Ich habe mir gedacht, ich bin vorige Woche beigetreten..., aber das stimmt eh nicht.

Ich bedanke ich mich beim Kreisky Forum für die Organisation dieses Abends. Ich bedanke mich bei euch allen, dass ihr gekommen seid. Ich bedanke mich für die guten Wünsche und, sofern ich es erlebe, möchte ich mich in zwei Jahren bedanken, dass wir alle zum Wahlsieg beigetragen haben. Alles Gute und Danke!